

Laudatio für Madeleine Heublein

Trost ist im öffentlichen Sprechen ein seltenes Wort geworden. Es ist verbunden mit einer Niederlage, mit eingestandenem Schmerz. Das zuzugeben, ist unüblich geworden. Kindern geben wir Trost. Aber uns? Wer tröstet uns? Im Geheimen wünschen wir uns Trost. Weil wir ihn brauchen. - Madeleine Heublein benutzt das Wort im Titel: **Wer möchte leben, ohne den Trost der Bäume!** ihrer Ausstellung hier in Zella-Mehlis. Es ist der erste Vers eines Gedichts des großen Hörspielautors und Lyrikers Günter Eich und endet durchaus nicht mit einem Fragezeichen, sondern mit einem Ausrufezeichen: Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume! - In der Antike gab es *Trostschriften* als „praktisch philosophische Anleitungen, Trauer zu bewältigen und zu lindern“. Sie verstanden sich als Zuspruch für die Überlebenden in Gedichtform oder in Prosa.

In dieser Ausstellung lädt sie uns ein, *Ihre* Variante antiker Trostschriften zu erleben. – Es sind *Ihre* Trostbilder, mit denen sie sich zugleich an uns wendet.

Der erste Vers: Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume – wird in einem zweiten Vers weitergeführt und der heißt: **Wie gut, daß sie am Sterben teilhaben.** – In Günter Eichs Gedicht stoßen zwei Gedanken aufeinander: *Unser Leben braucht den Trost der Bäume. Aber: Auch die Bäume sind sterblich.* - Auch ihr Trost ist ein Trost auf Zeit. Auch sie sind als Sterbliche trostbedürftig. – Was mir Trost stiftet, ist der Gedanke, dass wir in einer *Lebensgemeinschaft* und in einer

Sterbegemeinschaft verbunden sind. Was letztlich tröstlich ist. – Wir können das Leben und Sterben um uns herum wahrnehmen: Weil unsere Lebenskreise nicht synchronisiert sind, erleben wir, wie Bäume vor uns sterben. Während andere wachsen, nachwachsen, wie auch unsere Kinder und Kindeskinde. Wir erleben uns verbunden im *Werde und Stirb*, als Teil des *ewigen* *Stirb und Werde*.

Wirklich *ewig*? In unseren Zeiten, die von der Last einer menschengemachten Klimakrise erdrückt zu werden drohen, nimmt das Sterben in der Natur dramatische Dimensionen an. Es hat uns an den Punkt gebracht, wo wir die Bäume trösten müssten und zwar mit einem Naturschutz, wie es ihn in seiner Konsequenz noch nie gegeben hat. Ein Gedicht wie das von Günter Eich kommt dagegen nicht an. Es ist nur eine Stecknadel, immerhin. - Kommen die Bildarbeiten von Madeleine Heublein dagegen an? Natürlich auch nicht, aber sie sind geschaffen, uns für die Natur zu werben durch das einfachste und schlagendste Argument: durch ihre Schönheit, die dazu da ist uns zu trösten.

Ich habe versucht, Sie in die Gedankenwelt von Madeleine Heublein einzuführen. Jedenfalls soweit, wie ich sie mir aus den Arbeiten dieser Ausstellung und aus Gesprächen mit der Künstlerin erschließen kann. - Sie hat im Herbst 2021 – mitten in der Pandemie - an einem Projekt der Leipziger Regisseurin und Choreographin Heike Hennig teilgenommen. Es ist von einer Erfahrung ausgegangen, die uns die Einschränkung der Bewegungsräume in der Corona-Zeit gelehrt hat: Die intensive Nutzung öffentlicher Parks und Wälder, auf die wir

plötzlich angewiesen waren, hat uns die große Verletzlichkeit der Natur und vor allem der Bäume gezeigt. Bäume fallen, Böden trocknen aus, Arten verschwinden. Das Projekt hat auch den toten Baum nicht ausgegrenzt, sondern seinen Körper als Lebensraum und Brutstätte für andere Lebewesen einbezogen. - Madeleine Heublein hat Binden um Bäume gelegt und dann mit dem künstlerischen Mittel der Frottage – so wie sie einst Max Ernst an Fußböden aus Holz für sich entdeckt hat – die Strukturen der Rinde auf das Papier übertragen. Das, was sichtbar wurde, hat sie den *Fingerabdruck* des Baumes genannt. Die entstandenen „Fingerabdrücke“ sind derzeit noch Material der Künstlerin für eine künstlerische Weiterverwendung. Trotzdem hat die Teilnahme an dem Stadtwald-Projekt ihrem Dialog mit den Bäumen und der Natur ein neues Kapitel hinzugefügt. Dieser Dialog scheint mir Teil ihres Lebens-Themas. Ich sehe in Madeleine Heubleins Werk - insbesondere den Werkgruppen *Liktoren-Bündel*, *Metamorphose* und *Botanica*, aber auch in den figürlichen Arbeiten *Goldsucher*, *Versagen der Erinnerung* und *Reigen* - einerseits eine Untersuchung der Verletzlichkeit von Leben und andererseits weiterführend eine Solidarisierung mit dem Verletzten. In dieser Beschreibung liegt für mich die Antwort auf die Frage, wo die Mitte des Werks von Madeleine Heublein zu finden ist.

Sie erreicht dabei eine Qualität von Empathie und Kunstfertigkeit, in die sie auch ihre ganze Weiblichkeit einbringt. So wie es in der Literatur von Christa Wolf, Brigitte Reimann, Irmtraud Morgner, Katrin Schmidt und anderen Schriftstellerinnen berechtigt ist, vom

weiblichen Schreiben zu sprechen, ist Madeleine Heublein eine Künstlerin, die uns weibliches Bilden in der Kunst vorführt.

BONTANICA ist in der Auswahl, die sie uns vorstellt, die älteste Werkgruppe. Entstanden 2001. Auf ihrer Website umfasst sie 8 Arbeiten, aber einige sind bereits von Sammlern gekauft. Zunächst verweise ich Sie auf den raffinierten Untergrund: Die Künstlerin hat Seidenpapier auf Leinwand geklebt und danach die Oberfläche mit einer Öllasur eingestrichen. An den bereits vorher entstandenen „Knittern“ stauen sich Pigmente, die diese Faltungen optisch verstärken, so dass das Papier – meine Assoziation - den Eindruck einer gealterten Haut annimmt. Darauf hat die Künstlerin dann eine Pflanze: in Form einer Blüte oder Frucht gemalt. Im Gespräch habe ich zu meiner Überraschung erfahren, dass die Pflanzen Produkt ihrer Phantasie sind. Es gibt sie nicht, gleichwohl wir den Eindruck gewinnen: Es *könnte* sie geben. Das Nebeneinander der Blätter schafft die Anmutung eines Herbariums, also einer Sammlung konservierter Pflanzen oder Pflanzenteile. Sammeln, um etwas zu bewahren – allerdings mit der Besonderheit, dass es in diesem Fall nicht von der Natur, sondern vom Menschen als Artefact geschaffen ist. In dieser Werkgruppe kreuzt die Künstlerin quasi Naturformen mit Phantasieformen und verweist – so interpretiere ich es - auf die Lebensgemeinschaft von Mensch und Natur. - Vielleicht schafft der Eindruck der gealterten Haut die Metapher eines *Archivs der ausgestorbenen Pflanzen*. – Wie Sie auch immer diese Arbeiten deuten, ich schaue auf sie mit großer, staunender Bewunderung.

Die Werkgruppen *Dickicht* von 2008 und *Waldstück* von 2012 stellen jeweils eine Hommage an den Wald dar: Blatt für Blatt spricht davon, wie die Künstlerin mit leichtester Hand den Tuschepinsel über das Büttenpapier geführt hat. Was heißt geführt: sie hat ihn über das Papier tanzen lassen. Aber sich nie Flüchtigkeit gestattet. Wir schauen in der Serie *Dickicht* auf ein undurchdringliches Netz aus Linien, das uns zwar noch Gestrüpp oder Dornenhecke assoziieren lässt, aber in der zeichnerischen Bildsprache bereits eine Abstraktion darstellt. Die Künstlerin verzichtet auf Details, um den Eindruck der Undurchdringlichkeit als universellem Zustand zu betonen, bei dem er zur Metapher wird. Sie gibt uns nichts Bestimmtes vor, sondern strebt etwas Allgemeines an, was wir mit unserer Phantasie ausfüllen können. *Wir erleben Abstraktion als Form der äußersten Verdichtung hin zu rein graphischen Gebilden.*

In den beiden anderen Werkgruppen werden wir wieder in den Wald geführt. Auch hier gilt, dass sich der Tanz des Pinsels keine Flüchtigkeit erlaubt. In der Serie *Waldstück* geht die Künstlerin dichter an die Natur heran. Wir sollen erfahren, wo diese Bäume gesehen wurden: auf einem Hang, auf abschüssigem Boden, wo sie sich mal in die eine, mal in die andere Richtung neigen oder geteilt von einem Bachlauf. In den Bildraum werden mit weißem Kreidestrich sparsam Lichter gesetzt, die den räumlichen Eindruck zu einem Tableau steigern. – Wie ich von der Künstlerin erfahren habe, sind einige dieser Arbeiten direkt vor der Natur entstanden – einige hier, ganz in der Nähe von Zella-Mehlis bei einem Workshop-Aufenthalt.

Nahe einem frühen Motiv-Kreis mit dem Titel *Goldsucher* erlebe ich ihre Arbeiten *Späte Stunde I bis IV*: Weibliche Figuren, Torsi, manche verschnürt und gefesselt, andere wie von kleinen spitzen Messern durchbohrt, nehmen mich als Betrachter mit zu einer Grundfigur ihres Werks: zum verletzten und verletzlichen Mensch, dem die Künstlerin durch die Bildgebung die Hand reicht als Geste des sich *Verschwesterns*. Diese Blätter folgen ganz dem Grundthema ihres Schaffens.

Die Arbeiten unter dem Titel *Lands end* unterwerfen sich der Linie auf farblich vorbehandelten Papier: Als würde Madeleine Heublein austesten, wie viel Linie notwendig ist, damit ein Bild – hier eine gedachte Landschaft - entsteht. Wie viel braucht unser Auge, um ein Bild festhalten zu können. Wie viel oder genauer gesagt: *wie wenig*. Der Zauber der Linie, die aus dem Strich einen Hügel macht, eine Küste, eine Senke. Wo ist der Punkt, wo sie aufhört, *bloß Linie* zu sein. - Ähnlich verfährt sie auch in ihrer Serie von Blumen, Blüten und Pflanzen, wo aus dem einzelnen Strich etwas Ganzes wird, was mir die Anmutung von *Einzelgängern* schafft. Einzelgänger ist nicht nur ein Wort zur Beschreibung eines Menschen und seines Charakters, nein, auch für eine Pflanze, die sich einzelgängerisch der Welt zeigt und deshalb auch so verletzlich ist.

In *Lands end* versucht die Künstlerin aus einer einzelnen Linie ein Ganzes entstehen zu lassen, das aufhört Linie zu sein. Genauso wie die Worte in einem Gedicht von Günter Eich aufhören Worte zu sein, sondern *Ausdruck* für Welt, Welt-Zustand, Weltempfinden werden.

Das ist das Geheimnis der Kunst, zu dem uns Madeleine Heublein in dieser Ausstellung mitnimmt. Blatt für Blatt sind bei ihr nicht nur Gedanken der Trauer über Verletzungen, sondern auch *Angebote des Trostes, den uns die Schönheit des künstlerischen Ausdrucks schenkt.* Wenn Günter Eich dichtet: WER MÖCHTE LEBEN OHNE DEN TROST DER BÄUME, dann verbindet sich dies für mich mit der Aussage: **Wer möchte leben ohne den Trost der Kunst.** Die Welt bietet mir Trostbedürftigem einen Aufenthaltsort: die Kunst. Die Arbeiten von Madeleine Heublein in dieser Ausstellung wären daraufhin anzuschauen, ob sie dieser Ort sind. Ich denke: Sie sind es.